

RICHTUNGSKÄMPFE IM PROTESTANTISMUS HEUTE, BESONDERS IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Zum Gedenken an 30 Jahre Weltrat der Kirchen

von Walther Günther, Bad Boll

1. Vorbemerkungen

Die Brüder-Unität ist eine kleine Kirche in vielen Ländern. Sowohl ihre Kleinheit als ihre Internationalität haben Einfluß auf die Frage, wann, wie und durch welches Medium sie sich öffentlich äußert zu inner- oder außerkirchlichen Fragen.

Seit Jahren sieht sich die Direktion gefragt, ob und in welcher Form eine Stellungnahme zur gegenwärtigen Polarisierung in der evangelischen Christenheit Mitteleuropas, besonders im deutschen Sprachgebiet zwischen "Evangelikalen" und "Ökumenikern" notwendig und angebracht ist.

Es lagen konkrete Anfragen vor, zu Dokumenten wie der "Frankfurter Erklärung" oder der "Berliner Erklärung" Stellung zu nehmen. Von einzelnen Freunden, Kirchenführern, Kollegen, Journalisten wird danach gefragt. In Teilen unserer Gemeinden wird ebenfalls dann und wann die Unsicherheit deutlich, wo wir als Brüdergemeinde hingehören, unseren Standort haben, was wir dazu sagen.

Warum das bisher nicht geschah, hat mehrere Gründe.

In der Brüdergemeinde unserer Provinz sind von Anfang an und noch heute Glieder, Mitarbeiter recht verschiedener Anschauungen, Meinungen, Bekenntnisrichtungen beieinander. Was uns zusammenbindet als Glieder dieser Kirche ist nicht so sehr ein formulierbares Bekenntnis, sondern ein Stil des gemeinsamen Lebens als Christen und Gemeinde. Darin sind wir einem Orden ähnlicher als einer Konfession. Dies ist verbunden mit der Gabe einer großen Offenheit gegen Menschen anderer Bekenntnisse und Frömmigkeitsstile. Wer uns nun auf Texte, Formeln oder gar Verurteilungen festlegen möchte, muß lernen, daß dies mit unserer gewachsenen Art nicht vereinbar ist. Daß die Offenheit Grenzen hat, zeigt sich zum Beispiel in der Aufnahme der Barmer Erklärung von 1934 in unsere Kirchenordnung.

Es ist wohl nicht die schlechteste Gabe aus dem pietistischen Erbe, wenn wir die Gemeinschaft mit dem lebendig gegenwärtigen Heiland Jesus Christus voranstellen und von da aus, gemessen an der Bibel, Konsequenzen für die Gestaltung des Lebens als Einzelne, als Gemeinde, als Kirche und in der Welt suchen. Dogmen, Sätze, Erklärungen, Bekenntnisse sind demgegenüber Rationalisierungsformen, die den Punkt, um den es geht, nie ganz erfassen. Sich auf sie festzulegen, widerspricht nach Geschichte und Stil der Brüdergemeinde, der Souveränität Gottes und der sich daraus ergebenden Vielfalt seiner Wege mit Menschen, die er geht, um sie zu seinem einen Ziel zu bringen.

Durch diesen Ausgangspunkt sind ein Stil und eine Tonart gegeben, die anders sein müssen als die meisten Stimmen, jedenfalls in der deutschen Diskussion. Es kann nicht darum gehen zu entscheiden, welche von zwei Seiten mehr Recht hat, wie es Gemeindeglieder oft gern hören möchten. Auch können wir nicht in den Tenor vieler Kirchenleitungen einfallen, denen ein Zusammenhalten volksgemeinlicher Mitglieder stärkstes Motiv ist. Wir müssen als Betroffene fragen, wo echte Fragen liegen, und versuchen, von unserer Erfahrung als Provinz und Gesamtheit Richtungen zu suchen, in denen wir Schwerpunkte des Verständnisses des Evangeliums und des Dienstes sehen.

Eine weitere Frage war, inwieweit es sich bei dieser Auseinandersetzung um eine innerdeutsche Kontroverse handelt, die uns als Kirche nur teilweise berührt. Erst der Kongreß für Evangelisation in Lausanne 1974 und die Gespräche von Vertretern des deutschen Protestantismus mit dem Stab des Weltkirchenrats in Genf haben uns von der weiterreichenden, auch den deutschsprachigen Raum überschreitenden Relevanz überzeugen können, weil hier an einigen Stellen über Spielarten von Frömmigkeit und kirchenpolitische Fragen hinausreichende, auch uns berührende Fragestellungen deutlich wurden.

Aus dem Gesagten wird deutlich, daß eine kurze Stellungnahme auf einer Blattseite nicht am Platze ist. Sie würde zu leicht mißverstanden, mißbraucht werden können. Gibt man mehr, so wird es ein Kommentar, der subjektiv ist. Das folgende kann daher nur als ein Votum aus der Brüdergemeinde zitiert und weitergegeben werden, weder als Stellungnahme der Brüdergemeinde noch der Direktion.

Ich wurde von der Direktion gebeten, mich dazu zu äußern, weil ich nach 1963, vor allem im Raum der Mission, an vielen Gesprächen beteiligt war, in Arbeitskreisen, mit Einzelnen, in verantwortlichen Gremien von Kirche und Mission und seither versucht habe, mich auf dem laufenden zu halten. Es wäre schön, wenn eine Diskussion über die Sachfragen zustande käme. Dies auch deshalb, weil ich mich von meinem Erfahrungsbereich her überwiegend auf die Verhältnisse im südwestlichen Teil Deutschlands beziehe.

2. Analyse, Engagement, Management, Prophetie

Es geht um die Frage nach dem christlichen Zeugnis heute. Diese Frage ist nicht zu trennen von denen, die darüber reden. Es handelt sich überwiegend um Theologen und kirchliche Mitarbeiter. Das, was sie sagen, wird mitbestimmt durch Position, Aufgabe und Interessenlage. Daher sind darüber einige Bemerkungen zu machen.

Alle Teilnehmer an diesem Gespräch, dieser Kontroverse, dieser Polarisierung - von der gelegentlich gefragt wird, ob sie zu einer Kirchenspaltung führen mag -, sind Leute und Gruppen, die das biblische Evangelium von Jesus Christus als für sie und für alle Menschen gültig, heilsam und zum Frieden führend anerkennen. Alle sehen es als die große Aufgabe der Christenheit heute an, diese Nachricht allen Menschen weiterzugeben. Alle sind auch darin einig, daß dies durch Wort und Tat zu geschehen hat, durch das ganzheitliche Zeugnis der Christen und christlichen Gruppen, Kirchen, Gemeinden, durch Erweckung und Erneuerung der Kirchen.

Auch Teile der Analyse unserer Zeit sind allgemein anerkannt. Daß wir in einem nachchristlichen Zeitalter des Umbruchs und der Besinnung der Menschheit leben, wo viele Vorstellungen sich wandeln müssen. Daß die weiße westliche Art des Christentums an prägender Bedeutung verliert und ihre Ausbreitung zu Ende geht. Daß die Christen Afrikas, Asiens, Lateinamerikas und Ozeaniens eigene Formen des Glaubens, der Theologie und der Kirche finden und entwickeln müssen, dies alles wird als gemeinsame Erkenntnis vorausgesetzt. Bedauerlich ist, daß diese gemeinsame Voraussetzung in den Äußerungen und in Gesprächen miteinander kaum eine Rolle spielen, daß sie nicht vorhanden zu sein scheinen, wenn es gilt, den Gegner als Karrikatur aufzubauen, um ihn leichter bekämpfen zu können. Leider hat die Auseinandersetzung an vielen Stellen diese ideologisierte Gestalt bereits angenommen, die sinnvolles Gespräch ausschließt und Partnerschaft unmöglich macht.

Wichtig sind hier die sekundären Unterschiede, die Gespräch nicht ausschließen, die aber das Verstehen des anderen erschweren. Damit ist zugleich eine Vorstellung einiger wichtiger Gruppen von Teilnehmern an der Auseinandersetzung verbunden.

Die Mehrzahl der Professoren, Pfarrer und akademisch gebildeten Christen würde ich zur Gruppe der Analytiker zählen. Hier überwiegt das Bemühen, die Zeit, den Menschen, die eigene Rolle und die Aufgaben zu verstehen und systematisch einzuordnen. Vielen Predigten und Büchern merkt man das Übergewicht der Analyse an. Das hat den Vorteil, daß überlegt geredet wird, daß man versucht, verantwortlich zu denken und Verständnis zu vermitteln, sowohl für Erscheinungen des Säkularismus und Liberalismus, wie die Gott-ist-tot-Theologie, Rauschgiftwelle, Terrorismus, weltpolitische Zusammenhänge, als auch für Mission, Evangelisation, die künftige Gestalt der Kirche usw. Die Gesellschaftsordnung in unseren Ländern und die gesunde Basis der Kirche werden aufrechterhalten durch solches nüchtern und verantwortliches analytisches Denken, Reden und Handeln. Sachlichkeit ist zweifellos eine christliche Tugend.

Die Schwierigkeit ist, daß mit noch so sauberer Analyse noch nicht Menschen für Christus und für ein kirchliches Engagement gewonnen werden. Daher ist diese Gabe der Sachlichkeit häufig mit Erfolglosigkeit, Frustration und Ratlosigkeit verbunden. Sie kann bis zur Menschenverachtung führen. Besonders dann, wenn nicht bedacht wird, daß auch richtige Erkenntnisse auf dem Weg gewaltloser Bewußtseinsbildung Jahre und Generationen brauchen bis sie wirken. Wer meint, dazu sei keine Zeit, wird Revolutionär oder resigniert.

Es gehört zum guten Erbe des Pietismus im 18. Jahrhundert und auch der Erweckungsbewegungen, daß im Vordergrund der Ruf zum Engagement steht, in die Nachfolge, zur Umkehr, zum Dienst, zur Mission und Evangelisation. Hier schlägt das Herz der "Evangelikalen" (1), der pietistischen Gruppen auch in unserer Zeit, auch das Herz der Bekenntnisbewegung. Diakonie und Mission sind aus diesem Geist hervorgegangen und ein gut Teil der Substanz, der Kerngruppen unserer Kirchen, auch der Brüdergemeine und ihrer Freunde gehören dieser Richtung an. Hier wird dem Dienst, den Aufgaben an den Menschen eindeutig die Priorität gegeben gegenüber Analyse und Verarbeitung.

Das Herz hat Vorrang vor dem Kopf. Daß damit Menschen zu gewinnen sind, steht außer Zweifel. Die vollen Versammlungen evangelikaler Missionsgesellschaften und die Gemeindetage unter dem Wort belegen es.

Würden sich eines Tages evangelikale Gruppen von der Großkirche trennen und selbständige Freikirchen werden, sie brauchten sich um die Finanzierung, auch ohne Kirchensteuern, keine Sorgen zu machen. Bei den Engagierten ist auch die Gebefreudigkeit vorhanden.

Es nimmt nicht Wunder, daß bei diesen Gruppen, die unter sich nicht einheitlich sind, die Analyse und das Management von nachgeordnetem Gewicht sind. Hier besteht die Gefahr, daß Menschen um des Zieles willen durch Schlagworte manipuliert werden. Andererseits rennt man in den etablierten Kirchen an Wände jahrhundertalter Institutionen, die für spontanes Engagement wenig Platz haben und nicht in der Lage sind, genügend Raum zu geben.

Das Problem des kirchlichen Management in den Kanzleien, Kirchenleitungen und bis hin zum Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland ist, die Kräfte und Gruppen in der Kirche ernstzunehmen, ihre Vorschläge aufzunehmen, einzuordnen und zu koordinieren. Je verschiedener die Gruppen sind, desto mehr gerät man in Gefahr, sein Gesicht zu verlieren bei dem vergeblichen Versuch, allen gerecht zu werden, um das gemeinsame Ganze nicht zu gefährden. Dies ist vielleicht eine der schwierigsten Rollen in der Volkskirche heute. Solange es gelingt, die verschiedenen Gruppen zum Gespräch zu bringen, liegt aber hierin eine der wesentlichen positiven Aufgaben des Managements. Sonst bleibt nur vorsichtiges Taktieren und Warnen vor den ungunstigen Konsequenzen der Polarisierung.

Wir müssen dankbar sein, in den Großkirchen zur Zeit eine Reihe von Persönlichkeiten zu besitzen, die mehr durch ihre eigene Autorität als integrale Christen und Menschen als durch ihr Amt als Gesprächspartner aller oder vieler anerkannt sind. Die Missionswerke und andere freie Träger, die von Spenden leben, wie "Brot für die Welt", Missionsgesellschaften usw., sorgen sich um die Treue und bleibende Zuneigung der Spender. Im Ganzen ist allerdings bisher nichts davon zu spüren, daß die Gabenhöhe für bestimmte Werke aus Gründen der Polarisierung zurückgegangen ist.

Zu einem wesentlichen Faktor in diesem Spannungsfeld ist erst relativ spät der Stab des Weltrates der Kirchen in Genf geworden. Durch Angriffe von evangelikaler Seite auf Personen und Äußerungen aus Genf wurde der Konflikt internationalisiert. Für viele Christen und Mitarbeiter in Kirchen wurde die in Genf getane Arbeit erst dadurch interessant, wurde zur Kenntnis genommen und diskutiert. In unerwarteter Weise erhielt Genf Publizität im deutschsprachigen Raum. Und man erhielt dort das, was allzu häufig fehlt. Denn obwohl es Gremien gibt, die dem Stab Aufträge erteilten, fehlen häufig die Kritik und das Echo aus Kirchen und Gemeinden auf das, was tatsächlich getan wurde, die Kommunikation mit den Mitgliedskirchen.

Der Weltrat kann nicht von dem leben, was die Mitgliedskirchen von ihm erbitten. Er hat zugleich die prophetische Aufgabe, die Fackel voranzutragen und zu Weltproblemen, zu regionalen und theologischen Fragen Aussagen zu machen, die die Stimme des Weltprotestantismus wiedergeben. Prophetische

Rede ist immer dem Vorwurf ausgesetzt, sie diene falschen Göttern, vorwiegend vonseiten derer, die von Gerichtsprophetie betroffen sind. Dazu gehörten in Sachen Rassismus zum Beispiel Nazideutschland und Südafrika. In anderen Fragen sind es andere. Gerade dies Beispiel zeigt, wie nötig die prophetische Rede von Genf ist. Daher liegt alles daran, dort Mitarbeiter zu bekommen, die höchsten Ansprüchen an christlicher Menschlichkeit und integrierender Persönlichkeit entsprechen und diese dann mit allen Kräften zu unterstützen, was helfende Kritik nicht ausschließt. (1a).

Der Ökumenische Rat ist uns gegenüber mit Recht Anwalt der Kirchen in der südlichen Welt. Dort sind Unterscheidungen wie Evangelikal-Ökumenisch unverständlich, da Missionare fast immer evangelikal-pietistisch gepredigt haben und die Zugehörigkeit zum Ökumenischen Rat für eine Kirche die Regel ist.

Ein Überblick über die Rollen und Positionen der Gesprächs- oder Streitpartner, eine Beschreibung ihrer Eigeninteressen, führt noch nicht ohne weiteres zu den Fragen, die uns betreffen, die für die Kirche von morgen relevant sind. Diese Positionen und Äußerungen müssen erst entideologisiert werden, um zu den Fragen zu gelangen, die zugrundeliegen, und die auch in der Form dieser Auseinandersetzung nach Antworten rufen.

Wir meinen, es sind vor allem drei Komplexe, die einfach formuliert lauten könnten:

1. Was ist der Inhalt der christlichen Botschaft heute ?
2. Welches Gemeinschaftsangebot machen die Kirchen ?
3. Wie kann der Christ heute glaubwürdig den Nichtchristen gegenüberreten ?

Diese Leitfragen begleiten uns beim Folgenden.

Ziel ist es, sie zu erläutern im Bewußtsein, daß nur erste Schritte auf dem Wege zum Zeugnis der Christen für die Welt von morgen möglich sind.

3. Die Entdeckung der missionarischen und der sozialen Dimension des Evangeliums

Nach der Gründung des Ökumenischen Rates 1948 in Amsterdam und der ersten Konsolidierungsphase, die bis Evanston 1954 vordringlich mit der Aufarbeitung der durch die Kriege verursachten Probleme beschäftigt war, hat die ökumenische Bewegung sich bei den nächsten Konferenzen in Neu-Delhi 1961 der missionarischen und in Uppsala 1968 der sozialen Dimension des Evangeliums zugewandt. In dieser Reihenfolge - wohlgemerkt.

Neu-Delhi 1961 brachte die Vereinigung des internationalen Missionsrates mit dem Weltrat der Kirchen. Kirche und Mission gehören zusammen, hieß die Losung. Dies brachte in Westdeutschland eine Entwicklung in Gang, die zur Bildung von Missionswerken führte, an denen die Landeskirchen beteiligt waren und 1975 konnte das Evangelische Missionswerk auf der Ebene der EKD gebildet werden.

Die Kirchen wurden dadurch unmittelbar an der Missionsarbeit beteiligt. Der Prozess der Bewußtseinsbildung folgte mit sehr unterschiedlicher Intensität und Geschwindigkeit. Den verschiedenen theologischen und kirchlichen Rich-

tungen entsprachen verschiedene Missionsverständnisse, und die kirchlichen Institutionen taten sich schwer, die damit verbundene Sache und Arbeit wirklich aufzunehmen. Immerhin kam es zu handfester finanzieller und personeller Hilfe an Kirchen in Übersee, und man sammelte Erfahrungen, die sich auszuwirken beginnen.

Die Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft in Genf, Juli 1966, markiert die andere Seite, die soziale Verantwortung der Kirchen und Christen für den Frieden und das Zusammenleben der Menschen und Völker.

"Es ist richtig, daß die Bekehrung zuerst eine Hinwendung zu Gott und eine Befreiung von der Welt bedeutet. Wir müssen gegen jeden Versuch, diese vertikale Dimension der Bekehrung und das in ihr enthaltene Element der Hingabe zu unterdrücken, protestieren. Genauso wahr ist aber auch, daß die Realität unserer Hinwendung zu Gott gerade in unseren alltäglichen Entscheidungen und in unserem sozialen Leben ständig auf die Probe gestellt sind." So sagte damals W. A. Visser 't Hooft (2).

Der Akzent dieser ökumenischen Arbeitsepoche lag deutlich auf der christlichen Weltverantwortung. Die Probleme der ungleichen Güter- und Machtverteilung und die Gefahren eines Nord-Südkonfliktes wurden sichtbar. Viele Menschen, auch in den Kirchen, wurden davon ergriffen, die Verarbeitung ging aber häufig von einer Überzeugung der Machbarkeit aller Dinge aus, die hoffte, durch Technik und Vernunft Abhilfe schaffen zu können.

Die Fragen der Mission traten demgegenüber zurück. Das Ergebnis schlägt sich bei der Weltkirchenkonferenz 1968 in Uppsala nieder, wo die Fragen nach der sozialen Weltverantwortung, Gerechtigkeit und Frieden klar dominierten. Die konkrete Folge von Uppsala war in der Bundesrepublik Deutschland der Beschluß der Synode der EKD 1969, einen kirchlichen Entwicklungsdienst einzurichten, um neben kirchlich-missionarischen Hilfen auch strukturelle Aufgaben in der südlichen Welt anfassen und unterstützen zu können.

Hier, in Uppsala, wurden aber auch wichtige Aussagen zum Thema Mission gegeben. Es wurde erkannt, daß in vielen Fällen Strukturen mehr als einzelne Menschen der neuen Welt, die Gott will und schafft, entgegenstehen. "Bekehrung der Strukturen" wurde von daher ein Stichwort für die Aufgabe der Christen. Diese Linie führte ausgezogen einerseits zu einer Theologie der Revolution, andererseits zu der Erkenntnis, daß auch kirchliche Strukturen Hindernisse für das Evangelium sind, die überwunden werden müssen mit dem Ziel einer missionarischen Struktur (3). Im übrigen hat mit Sektion VI dieser Konferenz das Gespräch über die Suche nach neuen Lebensstilen begonnen, ein Grundthema für die Zukunft.

In Nairobi 1975 - 50 Jahre nach Stockholm - versuchte die erste Weltkirchenkonferenz in Afrika, die Spannung zwischen dem Ruf nach Befreiung und dem Grundziel der Einheit auszuhalten und auszuloten. Die Umwelt- und Menschenrechtsthematik erläuterte den christlichen Freiheits- und Befreiungsakzent. Der Ruf nach Evangelisation und die Frage nach dem Bekenntnis zu Christus heute akzentuierte die kirchliche Selbstbesinnung auf ihre Aufgabe. Ob und inwieweit es gelingt, eine gemeinsame Stimme der Christen in dieser Welt von heute zu artikulieren, bewegte die Konferenz stark (4).

Diese wenigen Hinweise auf das Gespräch der Kirchen seit 1948 genügen, um als Grundthema deutlich die Spannung zwischen Kirche und Welt hervortreten zu lassen. Christen und Kirchen in der Welt, von ihr bestimmt und nach ihrer Tagesordnung lebend und doch nicht von dieser Welt, jedoch mit einem Auftrag an die Welt versehen, war das durchgehende geheime Thema. Wie kann eine Kirche über sich hinausweisend einen Beitrag zur Erkenntnis von Anfang und Ende und einen Hinweis auf den Herrn der Geschichte nicht nur geben, sondern selbst in ihrem Wesen und Leben darstellen? Um diese Spannung geht es auch in der Auseinandersetzung zwischen evangelikalischen Gruppen und den übrigen Ausprägungen christlichen und kirchlichen Selbstverständnisses.

4. Von Frankfurt bis Lausanne. Die Frage nach dem Auftrag der Christen

Es ist heute nicht leicht, sich geistig 10 bis 20 Jahre zurückzuerinnern. Der Zeitgeist hat sich in Mitteleuropa und nicht nur hier seitdem radikal verändert. Wo Hoffnung und Tatkraft waren, finden wir heute vielfach Furcht und Resignation. Wenn einmal so pauschal gesprochen werden darf, um den Hintergrund der Ereignisse zu verdeutlichen, so war die erste Nachkriegszeit geprägt durch die Existenzphilosophie, in der Theologie durch Karl Barth, Bultmann und andere. Die 60er Jahre brachten einen völlig neuen Akzent. Man geht sicher nicht ganz falsch, wenn man einen wichtigen Grund darin sieht, daß der Geist von Karl Marx - aus verschiedenen Gründen lange tabu - entdeckt und aufgenommen wurde. Das verursachte eine revolutionäre Dynamik nach vorn. Ernst Blochs "Prinzip Hoffnung" wurde noch und noch zitiert. Parallel dazu gingen Wirtschaftsaufschwung, Weltraumfahrten, Entwicklungseuphorie in Bezug auf die südlichen Völker. Die neue Welt schien vielen doch noch machbar, Menschen und Völker durch Bewußtseinsbildung erziehbar, die Christenheit schien reformierbar. Die mitreißende Dynamik dieses Aufklärungsschubes brachte die revolutionäre Emanzipationsbewegung unter Studenten, Schülern und Jugendlichen hervor. Ihr verdanken wir den vorher nicht für möglich gehaltenen Drang nach sozialen Berufen. In der Theologie wird diese Zeit markiert durch Moltmanns Theologie der Hoffnung 1964. Von daher muß auch die Weltkonferenz in Uppsala 1968 verstanden werden, wobei bei den biblischen Begriffen um den Neuen Menschen und die Neue Welt die apokalyptischen Züge hinter den realutopischen Erwartungen fast völlig verschwanden. Kirche und Mission orientierten sich am Gleichnis vom Barmherzigen Samariter und der zweiten Hälfte von Matthäus 25. Die Menschen brauchten Brot und soziale Strukturen. Entwicklung sei der neue Name von Frieden, stand in einem päpstlichen Erlaß zu lesen (5).

Wer damals die Missionsszene überblickte und mit Integrationsfragen von Kirche und Mission beschäftigt war, sah sich zwei Tendenzen gegenüber. Die eine war das Festhalten von Missionsgesellschaften an alten Machtstrukturen, vor allem der Steuerung der Kirchen in Übersee durch Personal und Geld. Die andere war ein steigendes Unverständnis für Mission überhaupt. "Die alte Mission ist tot, jetzt wird entwickelt", war einer der Slogans, denen man auch bei Theologen und Kirchenleuten begegnete. Bei Vertretern aus überseeischen Kirchen wuchs das emanzipatorische Selbstbewußtsein und überwand immer öfter die Rücksicht auf Geldgeber und europäische Mitarbeiter, auf die man doch angewiesen war. Das Grundproblem von Partner-

schaft zwischen Reichen und Ärmeren wurde aktuell: Ob und wie Hilfe ohne Herrschaft und Machtausübung gegeben und empfangen werden kann.

Das deutsche Missionsleben hatte besonders seit der Zeit des dritten Reiches seinen Sammelpunkt im Deutschen Evangelischen Missionstag, der jährlich Vertreter von 40 bis 50 Missionsgesellschaften versammelte, die zur Gemeinschaft geworden waren, in der gemeinsame Fragen besprochen und durch die Organe auch gemeinsame Aktionen ermöglicht wurden. Eine Probe auf diese Gemeinschaft wurde die seit Neu-Delhi 1961 gewachsene Bereitschaft der Landeskirchen, direkte Mitverantwortung für weltmissionarische Aufgaben zu übernehmen. Viele kleinere, auf mehr evangelikaler Frömmigkeit beruhende, neu aus USA hinzugekommene Missionen, die einen deutschen Zweig errichteten, auch in eigenen Gemeinschaftsgruppen verwurzelte Missionsgesellschaften standen einer Zusammenarbeit mit den Großkirchen skeptisch gegenüber. Sie waren und sind auch nicht darauf angewiesen. Bis 1976 dauerte der Prozeß der Auflösung des Missionstages zugunsten eines Evangelischen Missionswerkes unter Führung landeskirchlicher Kräfte einerseits und einer Arbeitsgemeinschaft evangelikaler Missionen andererseits, die selbständig und nur in losem Kontakt nebeneinander bestehen. Unter den Motiven, die zu diesem Bruch führten, halten sich kirchenpolitische Machtfragen einerseits und Fragen des Missionsverständnisses theologischer und methodischer Art wohl etwa die Waage.

In dieser Situation wurde Peter Beyerhaus, Lutheraner und Schüler von Walter Freytag, lange Zeit Missionar und theologischer Lehrer in Südafrika, auf den Lehrstuhl für Missionswissenschaft und Ökumenische Theologie in Tübingen als Nachfolger von G. Rosenkranz berufen. Er wurde bald Sprecher der konservativ-kritischen Gruppen in der Mission und ist Hauptautor der "Frankfurter Erklärung zur Grundlagenkrise der Mission" vom 4. März 1970, hinter der ein damals neu gebildeter "Konvent" schrift- und bekenntnisgebundener Theologen stand, meist Professoren, keineswegs nur Missionsleute (6).

Konfessionell-lutherische und pietistische Gruppen identifizierten sich mit diesem Alarmruf, der sich in zwei Anfragen zusammenfassen läßt:

- a) Steht die Mission nicht in der Gefahr, in zwischenmenschliche Hilfe umgewandelt zu werden in einer christuslosen Welt ?
- b) Wird nicht ein allgemeiner Dialog zwischen den Religionen auf einer allgemeinen Offenbarungsgrundlage vorbereitet, wobei man den anonymen Christus am Werk sieht, aber nicht zum Glauben an Christus als den alleinigen Herrn ruft ?

Schon 1969 hatte Beyerhaus in einem Büchlein "Humanisierung - Einzige Hoffnung der Welt ?" seine Bedenken gegen die gängige Theologie und Missionstheologie sowie gegen die ökumenische Arbeit, wie sie vor allem in den Sektionsentwürfen für die Konferenz von Uppsala zum Ausdruck kam, angemeldet (7).

Die Frankfurter Erklärung hatte die erhoffte Wirkung, die Diskussion im Raum der Mission und darüber hinaus in Gang zu bringen, zumal Christen, Gemeinden und Missionsgesellschaften zur Unterschrift aufgefordert wurden. Die Frankfurter Erklärung ist analog dem Augsburger Bekenntnis von 1530 und der Barmer Erklärung von 1934 aufgebaut mit biblischen Thesen einer-

seits und Verwerfungen andererseits. Die Reaktionen waren vielfältig. Eine Reihe von Einzelpersonen aus dem kirchlichen und missionarischen Raum unterschrieben, Kirchen und Missionsgesellschaften als solche reagierten geteilt.

Das Ja galt dem klaren biblischen Zeugnis für den missionarischen Auftrag der Gemeinde Jesu Christi. Die Fragen galten den Verwerfungen, weil unklar blieb, wer gemeint ist. Leitungsgremien der Mission hatten vor allem Sorge, sich durch eine Unterschrift in eine antiökumenische kirchenpolitische Front einzureihen, die höchstens von einer Minorität ihrer Mitglieder geteilt wurde.

Als typisch kann hier die Reaktion der Basler Mission Deutscher Zweig gelten (8). Dem Nachweis, daß die Missionsgesellschaft seit eh und je auf biblisch-christlicher Grundlage arbeitet, folgt eine zusammenfassende Stellungnahme, die folgende Akzente hat:

- a) Dank für den Ruf zur Besinnung auf die biblischen Grundlagen der Mission;
- b) Anerkennung der Tatsache, daß sich die herkömmliche Missionsarbeit in einer Krise befindet;
- c) Dank für das Selbständigwerden der jungen Kirchen, das Zusammenwachsen von Kirche und Mission, die Bereitschaft von Mitarbeitern aus Europa zur Mitarbeit;
- d) Ausblick auf das Reich Gottes und Hinweis auf die Mission als sein Werk.

Es folgt ein Kommentar zu den einzelnen Thesen der Frankfurter Erklärung mit dem Tenor des Wunsches, daß die Gesprächspartner beieinanderbleiben sollten (9).

Zur Beurteilung der Frankfurter Erklärung sollen noch einige Anmerkungen dienen. Sie war insofern der Versuch eines prophetischen Wortes, als sie die Gegenbewegung zur revolutionären Welle in Theologie, Kirche und Mission schon sehr früh einleitete. Sie war fällig, weil übertriebener Fortschrittsglaube, ungebrochenes Machbarkeitsdenken, aufklärerische Entwicklungsideologie im ökumenischen Gespräch und den Medien in der Tat zum beherrschenden Gesichtspunkt zu werden drohten.

Die Kehrseite waren Vereinfachungen, die viele nachdenkliche Menschen nicht teilten. Die kirchenpolitische Spitze zielte auf Spaltung in Rechtgläubige und "Moderne". Abgesehen davon, daß die Sorge um eine Teilung der Missionsfamilie angebracht war, ließ viele von uns die Tendenz unbefriedigt, sich zwar auf die Bibel zu berufen, die brennenden Fragen der Kirchen in Übersee, der Kirchen, Gemeinden und Christen in einer säkularisierten Welt bei uns und die Sorgen um das Überleben der Menschheit weder aufgenommen noch weitergeführt zu sehen. Wir befürchteten, daß eine fraglose Zustimmung ein Ja zum Rückzug in ein kirchlich-theologisch konservatives Ghetto bedeuten könnte. Überleben der Kirche in frommer Gemeinschaft und treuer Rechtgläubigkeit ohne einen Beitrag zu geben, erschien uns ein Weg, der dem missionarisch-diakonischen Auftrag stracks widerspricht.

Noch deutlicher wird das, wenn man die Wheaton-Declaration von 1966 vergleicht, die von einigen Befürwortern der Frankfurter Erklärung ausdrücklich in die Diskussion einbezogen wurde. Diese Erklärung von einer Gruppe

von etwa 10 000 amerikanischen Missionaren ist deutlich eine Verteidigung des christlich-amerikanischen Westens. Sie hat antiökumenische, antikommunistische, antikatholische, individualistische Züge. Damit bewegt sie sich auf einer weltpolitisch einseitigen Ebene, die so in Mitteleuropa nicht haltbar war (10).

Die Frage war, ob und wie das Gespräch weitergehen könnte unter Aufnahme der positiven Intentionen von Frankfurt. Leider siegte die kirchenpolitische Abgrenzung und führte auf seiten der evangelikalen Gruppen zur "Berliner Ökumene-Erklärung 1974" mit der Überschrift: "Freiheit und Gemeinschaft in Christus." Die neue Polarisierung wird darin (These 2) als "unausweichliche Scheidung" der "Gemeinschaft im biblischen Bekenntnis zu Jesus Christus" und einer "welthaften Ökumene" beschrieben. Hier wird sowohl die Bibel als auch die Ökumene pauschal als Reservoir benützt, aus dem von der Sache her willkürlich, kirchenpolitisch gezielt Munition gegen die ökumenische Bewegung verwendet und abgeschossen wird. In dem Sammelband von W. Kühneth/P. Beyerhaus "Reich Gottes oder Weltgemeinschaft" wird dann durch Abdruck und Hinweis auf W. Solowjews "Kurze Erzählung vom Antichrist" die apokalyptische Vision vervollständigt (11). Damit stimmte diese Gruppe in die antiökumenische Melodie ein, die seit 1948 besonders von fundamentalistischer Seite die ökumenische Bewegung begleitet hat.

Wie war die Berliner Erklärung zu verstehen? - Als Alarmruf an die Adresse Genf oder als Programm einer neuen Freikirche? - Sollte eine so radikale Kritik zu einem Bekenntnis führen, das Schafe und Böcke scheidet, so wären Kirchnaustritte aus den Kirchen der EKD die notwendige Folge gewesen, vor allem vonseiten der Verfasser und Unterzeichner. Denn es konnte nicht erwartet werden, daß eine der Mitgliedskirchen des Weltrates ihre Mitgliedschaft kündigt.

Wenige Wochen nach Berlin fand der Weltkongress für Evangelisation in Lausanne vom 16. bis 25.7.1974 statt. 2 700 Vertreter vieler Kirchen, meist evangelikaler Richtung und über tausend Gäste, Beobachter usw., darunter auch vom Stab des Weltrates in Genf, trafen sich zum Gespräch über den evangelistisch-missionarischen Auftrag der Kirchen.

Die sogenannte "Lausanner Verpflichtung" ist in ihrer Abgewogenheit und Aussagekraft ein weithin bekanntes Grunddokument der Mission und Evangelisation geworden. Auch Genf hat es als wichtige Vorbereitung auf die Weltkonferenz in Nairobi 1975 aufgenommen (12). Was auffällt, kann in diesem Rahmen so zusammengefaßt werden: Es fehlen Negativsätze. Bei der Vielfalt der vertretenen Gruppen war es unmöglich, sich auf ein "Damnamus" zu einigen. Lausanne spricht biblisch, es spricht positiv, und es läßt das Wörtlein "und" wieder gelten. In These 12 heißt es zum Beispiel: Die Gemeinde muß in der Welt leben, aber die Welt darf die Gemeinde nicht beherrschen. Anstelle des Entweder/Oder von Frankfurt und Berlin, die eine Scheidung fordern, hat hier das Gegenüber Glaube - Unglaube wieder eindeutig den Vorrang; dabei sind die "Fragen der Welt" im christlichen Kontext nicht unter den Tisch gewischt. Die soziale Dimension ist durch die Breite der Evangelikalen gerade auch aus der Dritten Welt integriert. Leute wie Billy Graham haben in der Konferenzleitung dafür gesorgt, daß das Vertrauen auf die überzeugende und

geisterscheidende Kraft des positiven Christuszeugnisses zum Ausdruck kam (13).

Lausanne war zweifellos bisher der Höhepunkt evangelikaler Selbstfindung und Selbstdarstellung auf Weltebene. Auf deutscher Ebene entsprechen dem die "Gemeindetage unter dem Wort", die allerdings mehr Glaubensfeste als Konferenzen sind (14).

5. Theologie, Frömmigkeit, Weltverantwortung

Zur Beurteilung der genannten Vorgänge ist neben den aktuellen Gesprächen im Raum Ökumene und Mission die Einbeziehung der Situation von Kirche und Theologie in Deutschland notwendig.

Die Bekenntnisbewegung "Kein anderes Evangelium" trat 1966 an die Öffentlichkeit (15). Vorausgegangen war eine Auseinandersetzung in der Evangelischen Kirche über Kirche und Verkündigung, die sich besonders am Entmythologisierungsprogramm des Theologen Rudolf Bultmann und seiner Schüler entzündete. Diese Auseinandersetzung hat eine lange Geschichte und kehrte in Wellen im evangelischen Raum immer wieder. Im 19. Jahrhundert stand eine liberale oder idealistische Theologie bibelgläubigen Erweckungsbewegungen gegenüber. Durch die beherrschende und integrierende Gestalt Karl Barths und vollends durch die Sondersituation des Kirchenkampfes im dritten Reich wurde diese Auseinandersetzung zurückgedrängt, ohne je völlig zu verschwinden.

Man kann die Ursprünge des Pietismus nennen, die innerkirchliche Auseinandersetzungen mit einer trockenen Orthodoxie einerseits, einer einseitigen Aufklärungstheologie andererseits und mit spiritualistischen Geistern zusätzlich brachte.

Die Grundfrage beginnt mit der Reformation, und es ist noch nicht hinreichend erforscht, welche Gründe dazu führten, daß theologische Forschung und Lehre einerseits und persönliche wie kirchliche Frömmigkeit im Protestantismus fast immer in gewisser Weise auseinanderfielen.

Hier kann auf diese Grundproblematik nur eben hingewiesen werden. Ein hilfreiches Memorandum in neuerer Zeit verdanken wir Gerhard Ebeling, der als frommer Christ und gewissenhafter theologischer Denker gleichermaßen ausgewiesen ist (16). Zweifellos ist gegenseitiges Mißverstehen, das oft bis zur Hilflosigkeit sich steigert, zwischen evangelistischer, auf Laien gerichteter Tätigkeit und theologischer Lehre in dieser fatalen Tradition des Protestantismus mit angesiedelt (17).

Die Bekenntnisbewegung und die evangelikale Bewegung leidet unter einem Defizit an theologischer Reflexion. Das ist bei neu aufbrechenden Laienbewegungen oft so. Der Kampf gegen bestimmte theologische Erscheinungen und die kirchlich-evangelistischen Aktivitäten nehmen alle Kräfte dieser Gruppen in Anspruch. Die theologische Grundlage ist eine Art herkömmliche Durchschnittsdogmatik und ein an Jesus orientierter Biblizismus. Das führt dazu, daß viele Christen kommen, die hier ihren Glauben bestätigt sehen und in der Gemeinschaft der anderen ihres Christseins neu gewiß werden. Die größten

kirchlichen Massenveranstaltungen sind heute die Gemeindetage und Glaubenskonferenzen. Die größten Missionsfeste finden seit langem in Bad Liebenzell zweimal jährlich statt. Hier finden viele Christen etwas, was ihnen die großen Kirchen nicht oder selten bieten. Die emotionale Frömmigkeit und die Vergewisserung im Glauben werden durch diese Bewegung geleistet. Hinzu kommt die Masse des frommen Kleinschrifttums, das von Gemeindegliedern abonniert und gelesen wird. Erwähnt sei nur der "Mitternachtsruf" des Wim Malgo sowie die Missionsblätter vieler Gesellschaften. Hier erhalten sehr viele Gemeindeglieder mehr tägliches Brot für ihren inneren Menschen als unter vielen Kanzeln und in offiziellen Schriften und Gemeindeblättern. Die evangelikalen Verlage haben heute einen sehr erheblichen Marktanteil am gesamten religiösen Schrifttum.

Hier zeigt sich ein Defizit der Großkirchen, auch der Pfarrer und kirchlichen Institutionen, die solche Aktivitäten selbst nur sehr schwer realisieren können, deren Angebot daher offensichtlich ergänzungsbedürftig ist. Die theologische Ausbildung fördert nach wie vor mehr den nachdenklichen gebildeten Individualisten, der viel weiß und als religiöser Lehrer weitergibt, der aber meist zum Organisator, christlichen Volksführer, mitreisenden Evangelisten nicht geeignet erscheint. Oft genug trifft er die Sprache und Denkweise einiger Gebildeter, nicht aber die des Volkes. Es ist daher öfter gefordert worden, daß wir neben den Theologenpfarrern einen Evangelistenstand in den Kirchen brauchen, der jene ergänzt.

Eine weitere Schwierigkeit entsteht, wo es darum geht, säkularisierte Menschen von heute anzusprechen. Man kann es die Missionsaufgabe im eigenen Land und Volk nennen. Hier scheinen fast alle ratlos zu sein.

Die evangelikale Bewegung ist im Wesen evangelistisch ausgerichtet. Aber diejenigen, die bei entsprechenden Veranstaltungen kommen und angesprochen werden, sind oft genug die mehr oder weniger treuen Gemeindeglieder, nicht die Randsiedler oder gar Neuheiden. Das hängt wohl damit zusammen, daß - in vielleicht durchaus emotional mitreisender Weise - eben doch althergebrachte Sätze und Vokabeln wiederholt werden. Die Fragen, die der unkirchliche Mensch heute hat, werden selten angesprochen. Die unsere Gesellschaft politisch und sozial umtreibenden Probleme bleiben draußen oder werden nur als Material benutzt. Geld, Sex und Hitler sind die typischen Tabus aller Frommen, auch der meisten Theologen auf Lehrstühlen und Kanzeln.

Hier wurzelt ein fatales Mißverständnis zwischen Evangelikalen und ökumenischer Bewegung. Der ökumenische Zusammenschluß ist ja nicht erfolgt, um eine Superkirche zu errichten, die alle Christen in ein dogmatisches, liturgisches oder hierarchisches Prokrustesbett zwingt. So kann im Grunde nur denken, wer sich eine andere als hierarchisch und autoritär aufgebaute christliche Gemeinschaft nicht vorstellen kann. Vielmehr sollte seit Amsterdam aufgrund der vorlaufenden Erfahrungen der Versuch gemacht werden, daß Christen aller Völker, Glaubens- und Lebensweisen nach dem suchen, was sie verbindet, was sie miteinander aussagen und tun können. Es sollte eine Stimme geben, die für Christen spricht, die in ihren Ländern selbst es so deutlich nicht sagen können. Hilfe gegeben werden sollte, über die gesetzten Grenzen in der eigenen Gesellschaft und Sprachwelt hinaussehen zu lernen auf Christus und auf das Ganze der Welt.

Ohne diese Funktion ernst zu nehmen, ohne zur Kenntnis zu nehmen, an wie vielen Stellen Genf in der Tat der Stimme auch ohnmächtiger Christen Kraft und Gehör verschafft hat, wird nun verlangt, daß der Genfer Stab und die verantwortlichen Gremien sich in eine westliche, deutsche, sehr begrenzte Denk- und Redeweise binden lassen, die ihrerseits ganz und gar unfähig wäre, das zu ersetzen, was die ökumenische Bewegung getan und zu tun hat.

Wir erinnern hier an die Rolle der Rassismuskonferenz seit Oxford 1937, wo zuerst gerade die verhängnisvolle Entwicklung des nationalen Selbstbewußtseins in Deutschland im Blick war und wo vom Glauben an Christus aus für die damals sprachlosen Christen in unserem Land gesprochen wurde (18).

Die Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft in Genf 1966 war und ist geradezu ein Lehrbuch für die sozialetischen Fragestellungen, die uns auch heute noch bewegen, und für das Ringen, den Glauben mit dem Reden und Leben auf diesem Gebiet in eine Linie zu bringen, damit wir als Christen der Welt gegenüber glaubwürdiger werden (19).

Wer, wie es die Ökumene in Genf tut, so an vorderster Front gegenüber dem Unglauben und verhängnisvollen Entwicklungen für christlich begründete Menschlichkeit kämpft, muß eine Sprache reden, die die Welt versteht, und zwar gerade in den Teilen und Regionen, die betroffen sind. Er muß deutlich reden bis an den Rand der Häresie, wie es der Missionar Paulus und seither andere auch taten.

Richtig und von Genf vielfach anerkannt ist auch, daß ökumenisches Reden so geschehen muß, daß es den tragenden Mitgliedskirchen noch verständlich ist, daß sie ihrerseits die wesentlichen Aussagen noch mittragen können. Aber eine Vorgabe an Vertrauen ist notwendig. Kritik, die auf Disziplinierung hinausläuft, ist ein In-den-Rücken-fallen, das diese wichtige Arbeit lähmt und den gemeinsamen christlichen Beitrag schwächt.

Keine Kirche, kein Christ kann und soll sich mit allem identifizieren, was bei Weltkonferenzen gesagt und was von Genf aus getan wird. Aber es ist vor allem ermutigende Kritik am Platze, damit die Brüder es noch besser tun können.

Wie Lausanne zeigt, bemüht sich die evangelikale Welt besonders um die Missionierung der zwei Milliarden Menschen, die nichts von Jesus wissen. Das kann eine Ergänzung zu dem sein, was die Weltmissionskonferenzen wollen, seit sie 1961 vom Weltrat verantwortet werden. Wir können aber kaum sehen, daß von dort Anstöße kamen, die besser, neu und weiterführend das deutlich gemacht hätten, was in Mexiko und Bangkok gesagt wurde. Umgekehrt ist erfreulich, daß dort, in Lausanne, nicht wesentlich andere Töne laut wurden. Man kann also auf Zusammenarbeit oder doch auf einen Gleichklang in den Grundaussagen zwischen Ökumene und Evangelikalen hinweisen und hoffen. In der Lausanner Verpflichtung wird deutlich auf das Eintreten der Christen für die soziale Gerechtigkeit und politische Befreiung hingewiesen (5). Die Menschenrechte klingen an (13), verschiedene Fehlentwicklungen der Missionsgeschichte werden genannt.

Aus dem Blickpunkt der Brüder-Unität kann gesagt werden, daß die meisten unserer 17 Provinzen in aller Welt eher zu der Lausanne-Gruppe passen, als daß sie zu den Vorkämpfern für die Welt von morgen gehörten, wie sie in der Ökumenischen Bewegung sich artikulieren. Aber gerade deshalb sind wir Mitglieder des Weltrats und haben dort zu lernen. Ganz sicher hat für uns nach unserer ganzen Tradition der Dienst an Menschen anderen Glaubens Vorrang vor der Sorge, ob andere Christen auch die richtige Theologie hätten. Das Gespräch über schriftgemäßes Reden und Handeln gehört begleitend stets zur Kirche. Aber Vorrang haben eindeutig Diakonie und Mission.

In enger Verbindung mit den Schwestern und Brüdern in Suriname, Tanzania und Südafrika lebend, ist uns auch stets deutlich, daß für diese Christen manche Akzente der Botschaft anders gesetzt werden als bei uns. Befreiung im sozialen und politischen Sinn, Gerechtigkeit und Mitspracherecht sind für sie Teil der biblischen Forderung nach Versöhnung und Frieden. Gerade diese Begriffe sind für sie anders gefüllt als für uns. Dies haben wir zu akzeptieren. Wir stellen ihnen kritische Fragen, besonders bei Themen wie Gewalt und Gewaltlosigkeit, aber dadurch sollen sie nicht unseren Weg gehen, sondern Hilfe auf ihrem erhalten. Und es gibt genug Punkte des kirchlichen Lebens, wo sie uns Vorbilder sind, etwa in der missionarischen Gemeindepraxis und in der Aktivität und Mitarbeit der Laien (20).

Wir kommen noch einmal auf die Theologie zu sprechen. Der Antrieb für Rudolf Bultmann und andere Theologen seitdem war die hermeneutische Frage. Das Evangelium von Jesus Christus sollte heute aussagbar und verständlich werden. Er ist oft dahin mißverstanden worden, als wolle er das Evangelium reduzieren auf heute verständliche Kategorien. Und mancher Theologe ist - wie zu allen Zeiten - dem Zeitgeist verfallen, so daß nicht mehr deutlich war, ob und inwiefern seine Aussagen noch mit dem biblischen Evangelium zu tun haben. Wir möchten aber dem Grundanliegen die Stange halten, das ein missionarisches ist. Das Gespräch mit Menschen anderen Glaubens wird immer auf einem Grat zwischen Verständlichkeit und Rechtgläubigkeit zu führen sein. Daß er sich auf diesen Grat begibt, macht den Missionar aus, der neben den Gesprächspartner tritt und aus der Barmherzigkeit Gottes heraus den anderen ganz ernst nimmt (21).

Die hermeneutische Frage ist für unsere Zeit noch nicht beantwortet. Sogenannte moderne Theologen nehmen Fragen und Sprachweisen der Zeit auf, aber sie verlieren leicht die theologisch verantwortbare biblische Rückbindung. Konservative wiederholen theologische Formeln einer vergangenen Zeit, mit denen die derzeitigen Fragestellungen nicht erreicht werden. Es mag damit zusammenhängen, daß die meisten Pfarrer weder zur einen noch zur anderen Richtung gehören. Gerade das ökumenische Gespräch bringt durch die Einbeziehung der Diskussion in anderen Sprach- und Geisteswelten viele Fragen neu zur Sprache. Wir können von einem intensiven Studium dieser Diskussion gerade auch für unsere Verkündigung hier viel lernen.

6. Wo stehen wir heute ?

Vielfach wird von Christen und anderen unsere Zeit mit ihren vielfachen Strömungen als besonders verwirrend empfunden und bezeichnet. Das führt

je nach Erfahrung und Erziehung zu einer Untergangsstimmung, wo entweder die Selbstvernichtung der Menschheit oder das Kommen des Herrn Jesus als bevorstehend angenommen wird. Es gibt Gründe genug, bang in die Zukunft zu blicken, wenn man an die Umweltfragen, an den Militarismus oder die Ernährungslage verbunden mit der Bevölkerungsstatistik denkt. Für Menschen westlicher Länder spielt dabei die eigene Inselfituation eine erhebliche Rolle. Wer das größte Stück des Kuchens hat, erfährt dies als Verunsicherung, sobald er auf die Teller der anderen blickt. Er fühlt sich angegriffen und pocht auf seine Rechte. Eine Änderung hin auf Gerechtigkeit und Frieden für alle könnte nur zu unseren Ungunsten hinauslaufen. Flucht in Ideologien und in Apokalyptik kann die Folge sein.

Andere finden die geistige Umbruchsituation gerade besonders interessant. Die durch den Hitlerkrieg beschleunigte Interdependenz aller Menschen und Völker voneinander, die neuen, nicht mehr nur abendländischen Dimensionen und Kategorien des Denkens und des Lebensgefühls signalisieren den Eintritt in ein neues Geschichtszeitalter, das nach Solidarität mit allen anderen Menschen ruft.

Allerdings, wer nicht jeder Mode, jedem Bestsellerautoren oder politischen Trend verfallen will, muß einen Standort haben, von dem aus er diese Welt beurteilt und an ihr teilnimmt. Und die Frage, wie das Neue christlich verantwortlich und vereinbar ist, stellt sich anders als wir es gewohnt sind und gelernt haben.

In den christlichen Kirchen und Kreisen überwiegt zunächst die Sorge um den Bestand. Die herkömmlichen Normen geraten ins Wanken. Die Fragen sind nicht mehr zu beantworten mit den im Konfirmandenunterricht gelernten Sätzen und Liedern.

Die evangelikalen Gruppen und Großveranstaltungen gewähren Heimatgefühl und Gemeinschaftswärme. Bestätigung für viele, die sonst unter Zeitgenossen leben, die keine Basis außer ihrem jeweiligen Wohlergehen haben. Die Großkirchen können solche warme Gemeinschaft häufig in ihren Gemeinden nicht bieten. Hier liegt ein elementares Bedürfnis nach christlicher Gemeinschaft. Ein Haus oder doch ein Zelt, in dem man wohnen kann, ohne eingeschlossen zu sein. Verbindliche, aber nach außen offene Gemeinschaft. Was aber ist das Verbindliche? Wie ist das, was die Bibel über Normen der Gemeinschaft sagt, speziell die Gebote, die Bergpredigt, die Nächstenliebe, heute konkret auszulagen, so daß die Jugend nicht tödendes Gesetz, sondern Leben ermöglichende, bejahende Gemeinschaft findet? Darauf fehlen die Antworten.

Mission ist wieder ein Thema geworden, gerade auch nachdem die Integration stattgefunden hat. Aber mit dem Ruf, um der Millionen Nichtchristen willen Tausende von weißen Missionaren auszusenden, ist es nicht getan. Gerade evangelikale Gruppen hängen an einem abendländischen Missionsverständnis, sonst hätte das sogenannte Moratorium nicht solchen Staub aufgewirbelt. Mission kann heute nur unter zwei Voraussetzungen bedacht werden. Das eine ist die Ratlosigkeit des globalen weltgesellschaftlichen Konflikts Nord-Süd, das andere die bedrückende Lage der nördlichen Christen,

in ihrer säkularisierten, marxistischen oder nachmarxistischen Gesellschaft glaubwürdig Missionare zu sein. Dafür klingt in Lausanne erstes Verständnis an, Jesus Christus für alle, Ja. Aber so, daß die anderen ihn wirklich erkennen und hören können, also nicht um jeden Preis und mit jedem Mittel. Anders ausgedrückt: Mission aus der Solidarität mit dem Gegenüber heraus. Sonst wird sie schulmeisterlich. Diese Haltung aber ist unter Sündern peinlich, nicht überzeugend. Das Wort von der Partnerschaft ist verschlissen und teilweise unwahr. Aber Jesus hat uns den anderen, auch den Andersgläubigen als Nächsten und Bruder vorgezeichnet, weil er wie wir geschaffen, erlösungsbedürftig und geliebt ist. Ihn so annehmen und ernstnehmen in seiner Umwelt und Gesellschaftssituation ist Voraussetzung missionarischer Haltung.

Auch als Christen können wir nicht hinter Marx zurück. Für den allgemeinemenschlichen Bereich ist - auch biblisch - die Familie das Urmodell von Gemeinschaft. Für die Gesellschaft ist die christliche Gemeinde Modell, in der Interaktion und Organisation von Gruppen und Einzelnen geübt und eventuell vorgelebt wird. Karl Marx hat auch für die christliche Gemeinschaft relevant auf die Zusammenhänge von Besitz, Wirtschaft, Gleichheit, Gerechtigkeit und Frieden hingewiesen. Er hat zu einer Zeit, als eine christliche Sozialethik dies nicht tat, Stücke des Modells christlicher Gemeinde in Kategorien einer praktizierbaren Gesellschaftsordnung umgesetzt. Ohne sich seine Philosophie als Ideologie zu eigen zu machen, können wir das als Christen akzeptieren als Beitrag, der heute vielen Völkern dient, ihr Zusammenleben besser zu organisieren. Ähnliches gilt für die im Grunde christlichen Grundsätze der französischen Revolution, trotz ihres brutalen und unmenschlichen Äußeren.

Im älteren Pietismus wurde, beispielhaft in Herrnhut zur Zeit Zinzendorfs, die Spannung zwischen Individuum und Gemeinschaft ausgewogen erhalten. Hierin wurde ein Stück Reformation nachgeholt. Nachdem danach die Geister auseinanderfielen in hemmungslosen Kollektivismus der Massengesellschaft einerseits und in den hemmlungslosen Individualismus, wie er uns in der Philosophie des Idealismus bis hin zu Nietzsche und Freud begegnet, ist diese Ausgewogenheit erneut die große Sehnsucht der Menschen. Die Seelsorge und die Kirchenpraxis tun gut daran, die Erkenntnisse der Psychologie, der Soziologie, der Gruppendynamik nicht einfach als unchristlich beiseitezulegen (22). In diesen Wissenschaften bzw. in einigen wesentlichen von ihnen produzierten Erkenntnissen holt uns unsere eigene christliche Vergangenheit wieder ein. Dies gilt ebenso wie das andere, daß unser Glaube, der auch wissenschaftliche Erkenntnisse an den Grundnormen biblischer Lehre vom Menschen mißt, Verabsolutierungen einzelner Vertreter einer Wissenschaft ablehnen muß, meist deshalb, weil sie auf einem fragwürdigen Menschenbild beruhen.

Zur Deutung unserer gegenwärtigen geistesgeschichtlichen Situation helfen uns immerhin hervorragende bewußt evangelische Gestalten, wie Georg Picht, C.F. von Weizsäcker und A.M. Klaus Müller. Wir vermissen auf evangelischer Seite eine ernsthafte Aufnahme und theologisch verantwortbare Weiterführung dieser Beiträge, die zwischen Apokalyptik, Resignation und Konserva-

tismus einen Weg suchen auf den Spuren des vor uns liegenden und angebrochenen Reichs Gottes.

Die große Gefahr neu erwachter Frömmigkeit, auch des Neupietismus, ist eine Zuschauerhaltung gegenüber Vorgängen in der Welt, wobei die Teilnahme, die Verantwortung, die Solidarität verleugnet oder verdrängt wird. Es ist die Gefahr des geistigen und politischen Ghettos, ein Christentum im Windschatten, das es in der Bibel nicht gibt.

7. Die Frage nach der Kirche

Die ökumenische Bewegung wurde seit 1948 begleitet von Stimmen, die in der Zusammenarbeit der Kirchen den Beginn einer Weltkirche witterten und dagegen heftig protestierten. Am bekanntesten ist wohl das im August 1948 ebenfalls in Amsterdam gegründete ICCO. In einem Flugblatt "Weshalb zwei Kirchenräte" werden dort Vergleiche angestellt. Dem Weltrat der Kirchen wird vorgeworfen, daß in ihm Gläubige und Ungläubige vertreten seien, daß er auf eine Weltkirche hintendere, die Zusammenarbeit mit Rom gilt als Gefahr, das "große Babylon" der Offenbarung wird beschworen, der Verdacht kommunistischer Unterwanderung taucht auf. Demgegenüber wird der eigene Rat als die wahre geistliche Hinführung zum Reich Gottes dargestellt.

In ähnlicher Form wiederholen sich die Vorwürfe seitdem (23). Auch gegenläufiges Kleinschrifttum ist im Umlauf (24). Das erwähnte Buch von Beyershaus und Künneth "Reich Gottes oder Weltgemeinschaft" steht also in einer langen Tradition. Die beste mir bekannte Besprechung dieses Buches durch einen Vollblut-Ökumeniker ist von H. Berkhof. Er sieht dort die Berechtigung einer Kritik am Ökumenischen Rat in der Gefahr einer Ideologisierung durch aktuelle Programme und Forderungen auf Kosten der theologischen Solidität und notwendiger Tiefe der Begründung (25).

Mir scheint diese Gegenbewegung noch eine andere, ebenso starke Komponente zu haben, die in der Frage nach der Kirche begründet liegt. Die Sorge vor Vereinheitlichung, Unfreiheit, Säkularisierung der Kirchen und Glaubensgemeinschaften ist durchgängig. Das Problem von Einheit und Vielfalt wird also angesprochen. Auch wenn man einmal von dem Mißverständnis absieht, Genf wolle die hierarchisch regierte Weltkirche, bleibt die Frage an die ökumenische Bewegung, ob sie den Mitgliedskirchen genügend zum Verständnis von Gemeindegemeinschaft und Reich Gottes geholfen hat. Eine intensive Studienarbeit auf diesem Gebiet fehlt bzw. ist bei "Glaube und Kirchenverfassung" ungenügend berücksichtigt.

Für uns als Freikirchler in Mitteleuropa ist diese Anfrage insofern verständlich, als uns bis in die jüngste Zeit der Geschichte die konstantinische Einheit von Staat und Kirche in der Form des landesherrlichen Kirchenregiments und der Diskriminierung kirchlicher Minderheiten zu schaffen gemacht hat. Staatskirchen gibt es in einigen Ländern noch immer. In anderen sind Kirchen staatlich kontrolliert und diszipliniert und dadurch gehindert, wirklich Kirche zu sein bis hin zum Verbot christlicher Versammlungen und Organisationen etwa im islamischen Bereich oder in China.

Der Auftrag der Ökumene, eine gemeinsame Stimme der Christen nach außen

zu den Weltproblemen wie zur Situation in bestimmten Regionen bzw. nach vorn in die Zukunft der Menschheit zu artikulieren, läßt in der Tat in seiner Einseitigkeit die Unterschiede der Kirchen untereinander sekundär erscheinen. Das kann bis zur Vortäuschung von tatsächlich nicht vorhandener Einheit unter den Christen gehen.

Der Weltrat muß von seinem Auftrag her in der Lage sein, Aussagen zu machen und Programme durchzuführen, die gegen die Praxis einer Staatsführung gerichtet sind, auch wenn einzelne Mitgliedskirchen dann sich in ihrer Souveränität beeinträchtigt fühlen. Es muß aber ebenso der Anschein vermieden werden, als setze er sich an die Stelle Christi als des unmittelbaren Herrn jeder evangelischen Kirche und des Glaubens.

Andererseits haben die letzten Vollversammlungen seit 1968 gezeigt, wie stark das Verbindende ist, das sich in gemeinsamer Anbetung, im Feiern, Singen, in gegenseitiger Ermutigung in Richtung auf Ursprung und Ziel des Glaubens zeigt. Die Basis von Neu-Delhi trägt, ohne die Gefahr der Institutionalisierung zu vergrößern. Das ist die beglückende Erfahrung in der großen Kirchengemeinschaft. Vorausgesetzt wird allerdings die Bereitschaft zu gegenseitigem Hören und Lernen, die Kritik zuläßt, Abgrenzung aber ausschließt.

Das Leiden an der Kirche (Thielicke) aufseiten der Evangelikalen wird von uns und von vielen Christen in Landeskirchen geteilt. In einer Millionenkirche, die regional gegliedert und nach geographischen Gesichtspunkten geordnet ist, herrscht ein Pluralismus, der eine Profilierung christlicher Existenz und Gemeinschaft hindert. Andererseits herrscht eine Einheitslichkeit liturgischer, pfarramtlicher und organisatorischer Art, in der sich lebendige Gruppen, die eigene Formen entwickeln, leicht der Sektiererei verdächtig machen. Der Zusammenhalt der Kirche durch ein bestimmtes Bekenntnis aus der Reformationszeit ist dann fragwürdig, wenn aktuelles und konkretes Bekenntnis prophetischen Charakters gehindert wird, sobald es vom historischen Bekenntnis abweicht. Der Zusammenhalt durch Gesangbuch, Liturgie und Organisation läßt eher freien Raum für spontane Gruppen und Formen von Gemeinden und einzelnen, läßt aber leicht eine inhaltliche Beschreibung des die Kirche konstituierenden Glaubens vermissen.

Am Beispiel der Württembergischen Landeskirche läßt sich die Problematik der Regionalkirche gut zeigen. Württemberg hat bereits in reformatorischer Zeit lutherische Theologie (Brenz) und oberdeutsche, reformierte Tradition zu verbinden gewußt. Der Pietismus ist hier sowohl im 18. als auch im 19. Jahrhundert in der Landeskirche geblieben wie kaum in anderen Regionen (26). Diese Tradition setzt sich bis heute fort, wo die evangelikale Bewegung zeitweise synodale Mehrheiten bildete und dadurch Mitsprache und Mitverantwortung wahrnahm. Gerade diese Synode hat sowohl eine Auseinandersetzung mit dem Ökumenischen Rat geführt als auch eine erstaunliche Besinnung auf den gemeinsamen Glauben geleistet (27). Württemberg hat dadurch immer wieder die Kraft bewiesen, das Verbindende zu betonen, indem man die Basis evangelischen Glaubens neu befragt und aktualisiert hat.

Dennoch bleibt für die lebendigen Gruppen von Erweckten die Anfechtung bestehen, Mitglieder einer Kirche zu sein, der auch Leute angehören, die aus ihrem

Unglauben weder im Leben noch mit Worten einen Hehl machen. Die dadurch entstehenden Hilfskonstruktionen befriedigen nicht. "In der Kirche, aber nicht unter der Kirche" ist eine Formel, die weder rational noch in der Praxis auf die Dauer durchzuhalten ist. Wenn wir auf die Brüdergemeine sehen, die seit dem 18. Jahrhundert eine selbständige Kirche ist, so ist hier das entsprechende der Vertrag mit der EKD und die Praxis der Doppelmitgliedschaft, die beide in der Richtung gehen, das gemeinsame Schiff nicht zu verlassen, aber doch die eigene Identität zu wahren. Die völlig selbständigen Kirchen haben ihren Rückhalt entweder in internationalen Bündnissen (Baptisten, Methodisten) oder in Spezialbekenntnissen (lutherische und altkatholische Freikirchen).

In den Arbeitsgemeinschaften der Kirchen in Westdeutschland stellt sich die Frage: Nationaler Christenrat gleichberechtigter, selbständiger Kirchen oder: Führung der Großkirchen bzw. der EKD in den ökumenischen Fragen unter Berücksichtigung der Freikirchen, die dann vor der Wahl stehen, sich jeweils stärker in ihren Weltbündnissen oder in den von den Großkirchen bestimmten Gremien zu engagieren und anzulehnen. Eine gleichberechtigte Partnerschaft ist unter Kirchen so verschiedener Größe und Potenz nicht möglich.

Ein Seitenblick auf die römisch-katholische Kirche zeigt, daß hier ein sehr viel stärker verbindendes Ganzes besteht, das Heimat bietet. Die Kirche ist eine Art Mutter der Gläubigen. Auf der anderen Seite läßt ihre hierarchische Struktur und Gesetzmäßigkeit die Vielfalt der Glaubens- und Lebensweisen von Christen nur sehr maßvoll zu, was in vielen Fällen zu schweren Schäden und Gewissensnöten führt.

Für viele Evangelikale, die mit Ernst konzentrierter, besser, intensiver Christen und Gemeinde sein wollen, als es die Kirche, der sie zugehören, erlaubt, besteht eine Alternative.

Der Schritt in die eigene Freikirche wird intern oft erwogen, aber bisher nicht getan (28). Er bringt in unserer deutschen Kirchenlandschaft die Gefahr, zur Sekte zu werden, in sich, obwohl es oft der ehrlichere Weg wäre. Die Bequemlichkeit und Furcht davor, die ganze organisatorische und geistliche Aufgabe selbst leisten zu müssen, spielt gewiß eine Rolle. Aber noch stärker wiegt wohl das Bewußtsein, daß es vielen Menschen das Herz zerrisse, wenn man sie vor die Alternative stellte, ihre bisherige Kirche zu verlassen, trotz aller Mängel, die diese hat. Noch ist in unserem Land die Mobilität der amerikanischen Gesellschaft nicht erreicht. Landsmannschaftliche und kirchliche Zugehörigkeit decken sich noch stark. Auch haben die mannigfachen evangelikalen Gruppen ihre gemeinsame Identität nicht eindeutig gefunden, daß sie als Basis für eine eigene Kirche ausreichte.

Die andere Richtung überwiegt daher: Innerhalb der bestehenden Kirchentümer die eigenen Anschauungen zum Tragen zu bringen, die eigene Landeskirche zu beeinflussen und durch sie den eigenen Beitrag zu geben. Solche innerkirchlichen Richtungskämpfe um die Sache und den Inhalt von Kirche können gesund und hilfreich sein, wenn sie sich als Beitrag verwirklichen und verstehen und auf Absolutheitsanspruch und Verdammung der anderen verzichten.

Selbstprofilierung christlicher Gruppen unterliegt noch einer biblischen Bedingung: Die Frage, welchen Beitrag geben wir zum gemeinsamen Zeugnis gegenüber den Nichtchristen der Welt, den Völkern ? muß beantwortet werden. Denn Kirche ist nie um ihrer selbst und ihrer Anhänger willen da, sondern immer auch und vor allem zum Zeugnis für ihren Herrn.

Diese Frage bewegt uns als Brüdergemeine, also als Kirche, die ihre Selbstständigkeit von den Vätern überkommen hat. Sie bewegt auch die evangelikalen Gruppen, wenn sie der Überlegung der Kirchentrennung nachgehen.

Die organisatorisch-strukturellen Fragen sind nicht das entscheidende Kriterium für die Problematik von Einheit und Vielfalt im Reich Gottes. Auch die Frage nach der Rechtgläubigkeit führt nicht zu einem eindeutigen Ergebnis. Jede Gruppe, ob in der Kirche oder außerhalb, wird aber zu messen sein an der Grundorientierung am Evangelium von Jesus Christus und an ihrem verstehbaren Zeugnis für Menschen ihrer Umgebung. Und die Bereitschaft, das gemeinsame christliche Zeugnis zu suchen und auszurichten, ist für uns heute der Maßstab geworden, andere Christen anzunehmen und mit ihnen zusammen den Weg zu gehen in der Sammlung und Sendung von Menschen zu dem einen Ziel, dem Reich Gottes, das angebrochen ist und kommt (29).

(Das Manuskript wurde abgeschlossen im Oktober 1978.)

A n m e r k u n g e n

- 1) Zum Begriff "Evangelikal" siehe z. B. Peter Beyerhaus; Ökumeniker und Evangelikale, in: Idea Nr. 19 vom 8. Mai 1978.
- 1a) Philipp H. Potter, Der prophetische Anflug des Ökumenischen Rates der Kirchen in biblischer Perspektive, in: G. Metzger (Hrsg.), Zukunft aus dem Wort, Festschrift für Helmut Claus. Stuttgart 1978, S. 173ff.
- 2) Appell an die Kirchen der Welt 1967, S. 36.
- 3) Uppsala 1968 spricht, Genf 1968. Vgl. besonders Abschnitt III des Sektionsberichts II.
- 4) Bericht aus Nairobi '75, Frankfurt 1976.
- 5) Populorum progressio. Über den Fortschritt der Völker. Rundschreiben von Papst Paul VI vom 26. 3. 1967, 3. Auflage Recklinghausen 1967, Nr. 87.
- 6) Die Frankfurter Erklärung wurde als Faltblatt gedruckt und verteilt. Auch: epd-Dokumentation 35/70 vom 7. September 1970.
- 7) MBK Verlag Salzuflen 1969.
- 8) Der Auftrag Nr. 4/1970, auch epd-Dokumentation 35/70.
- 9) Der Autor dieses Aufsatzes war durch sein landeskirchliches Amt damals Mitglied im Komitee der Basler Mission - Deutscher Zweig und hat an dieser Erklärung mitgewirkt.
- 10) Meines Wissens nur in hektographierter Form und Übersetzung in unserem Bereich bekannt.
- 11) Liebenzell 1975. Telos-Dokumentation Nr. 900.
- 12) Mir liegt der Wortlaut der Lausanner Verpflichtung, hrsg. von Amt und Information der Württembergischen Landeskirche vor.
- 13) Wichtig ist der Aufsatz von P. Beyerhaus: "Lausanne zwischen Berlin und Genf". Reich Gottes oder Weltgemeinschaft, S. 294ff.

- 14) Vgl. auch H. H. Ulrich: Missionarische Existenz heute. Studienreihe für Verkündigung und Gemeindeaufbau 6, Gladbeck 1975. Dort auch Literaturangaben.
- 15) Kein anderes Evangelium. Hrsg. von der Bekenntnisbewegung "Kein anderes Evangelium" (Rudolf Bäumler) 1966.
- 16) G. Ebeling: Memorandum zur Verständigung in Kirche und Theologie, Z TH K 1969, S. 493 ff.
- 17) Mir liegt ein Büchlein vor mit dem Titel "Das gleiche Evangelium", in dem ein Gespräch zwischen Gerhard Bergmann und Hermann Diem sowie Studenten wiedergegeben wird. Verlag Presseverband der Evangelischen Kirche im Rheinland, 1967.
- 18) In dem Sammelband "Ökumene in Schule und Gemeinde", hrsg. von Hasselhoff und Krüger, Stuttgart 1971, habe ich daher versucht, die Linie zwischen der ökumenischen Diskussion über Volk, Staat, Rasse in Oxford 1937 und im ökumenischen Gespräch seit 1969 auszuziehen (S. 185 ff).
- 19) Appell an die Kirchen der Welt, Stuttgart 1967.
- 20) Besonders wichtig ist hier die Begegnung mit der Kimbanguistenkirche in Zaire, die durch die Schweizer Missionshilfe der Brüdergemeine vermittelt wurde. Vgl. zu diesem Thema auch den Vortrag von J. Rossel: Lusaka - Lausanne - Berlin - Nairobi, in: Zeitschrift für Mission 1975, S. 29 ff.
- 21) W. Vissert' Hooft, Ökumenische Rundschau 1973, S. 164.
- 22) In dem Buch Horst-Klaus Hofmann: Psychonautik-Stop. Aussaat Verlag 1977, werden Zinzendorf und die frühe Brüdergemeine gegen die "Gruppendynamik" zitiert (S. 80 ff). Ich würde umgekehrt, sowohl das damalige Herrnhut von heutigen wissenschaftlichen Erkenntnissen her besser verstehen lernen wollen, als auch im alten Herrnhut, wie bei der Psychologie und Soziologie lernen, was heute Gemeinde sein kann.
- 23) Z. B. Wasserzug-Traeder: Ein ernstes Wort zur ökumenischen Bewegung. Beatenberg, 3. Auflage 1963. Albert Lüscher: Das wahre Gesicht der Ökumene, Langenthal 1968.
- 24) Z. B. Werner Günther: Dokumente beantworten Fragen der Ökumene. Unterweissach ohne Jahr. Auch das gute Wort der Methodistischen Kirche: Unser Verhältnis zu den Evangelikalen, EmK heute, Heft 23, Stuttgart 1976.
- 25) H. Berkhof: Berlin gegen Genf, in: Ökumenische Rundschau 24, Oktober 1975.
- 26) Vgl. das vom Evangelischen Oberkirchenrat Stuttgart 1977 neu herausgegebene Pietistenreskript vom Jahr 1743.
- 27) Gemeinsame Aussage zu Fragen unseres christlichen Glaubens. Amt für Information der Württembergischen Landeskirche, 1977.
- 28) Ein namhafter Evangelikaler antwortete mir einmal auf die Frage nach der eigenen Kirche: Die Pläne dazu liegen bei uns in der Schublade.
- 29) s. die Thematik der Weltmissionskonferenz 1980 in Melbourne/Australien.

IDEOLOGICAL CONFLICTS WITHIN PROTESTANTISM TODAY ESPECIALLY
IN THE FEDERAL REPUBLIC OF GERMANY

Brother W. Günther, the author of this article, has been involved in the establishment of Protestant mission work in southwest Germany since 1963. He has had close contact with the beginning of the conflict between the Evangelicals in Germany and the Ecumenical Council of Churches in Geneva.

As a theologian of the Moravian Church he presents this conflict by raising the question of what is the correct Christian witness in our time. After introducing the most important groups (2) participating in the discussions, he portrays the missionary and social dimensions of the Gospel realized for the first time at the Conference of the World Council of Churches at New Delhi in 1961 and at Uppsala in 1968 (3). Then he follows with the delineation of the reactions of the Evangelicals from 1970-74 (4). In an assessment of the quarrel under the theme "Theology, Piety and World Responsibility" (5), he comes to the following conclusions: Ecumenical work is essential in helping churches which are in character mostly national to take a position on current issues. Ecumenical work does not seek to create a world church. Evangelicals reach many people; they give them a rootage in faith, but are in danger of preserving biblical values without their being really meaningful to non-Christians. The Moravian Church has its own ecumenical experience through its mission and her proclamation is evangelical, but she has not mastered the hermeneutical question of how to express the Gospel in our time, any more than have other groups.

To be a Christian today is not possible without confronting the questions of our time raised by Marx and Freud.

In part seven: "What is the function of the Church?" he seeks to portray the special situation of the churches in Germany and attempts to formulate the criteria for Christian witness, whereby the manifoldness of the established traditions must be taken into consideration and tied to the question of how they relate to the Gospel of Christ and effective witness to men in today's world.